

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 120 (2024)
Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus des livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen Comptes rendus des livres

**Berg, Mia und Christian Kuchler (Hg.):
@ichbinsophiescholl. Darstellung und
Diskussion von Geschichte in Social Media.
(Historische Bildung und Public History, 1).**
Göttingen: Wallstein Verlag 2023, 244 S., Ill.

«Stell dir vor, es ist 1942 auf Instagram...»¹
So beginnt auf dem Instagram-Kanal
@ichbinsophiescholl im April 2021 das
Erinnerungsprojekt, das von den
Produktionsfirmen SWR und BR produziert
wurde. Über zehn Monate hinweg wurde
hier die NS-Widerstandskämpferin Sophie
Scholl in ihren letzten Monaten porträtiert
und remediatisiert dargestellt. Das Projekt
@ichbinsophiescholl liess dabei viel Kritik
rund um die Erinnerungskultur und Public
History in Deutschland aufkommen. Nun
endlich, zwei Jahre nach dem Ende des
Projektes, gibt es einen Sammelband, der
@ichbinsophiescholl interdisziplinär ein-
ordnet sowie Rezeption und Kritik disku-
tiert: Das gleichnamige Buch *ichbin-
sophiescholl*, herausgegeben von Mia Berg
und Christian Kuchler, stellt mit dem Un-
tertitel *Die Darstellung und Diskussion von
Geschichte in Social Media* ins Zentrum.
Der Band ist in fünf Teile gegliedert und
umfasst eine historische Einordnung, die
Produktion, die Rezeption und Aneignung,
Beiträge zu Studien rund um das Projekt

sowie eine Perspektivierung am Ende des
Bandes. Die Beiträge befassen sich auf
gelungene Weise mit komplexen Fragen
der historischen Darstellung in sozialen
Medien und mit den daraus resultierenden
Herausforderungen und Chancen für inno-
vative Erinnerungspraktiken, die auch ein
jüngeres Publikum erreichen sollen.

In ihrer Einführung geben Mia Berg,
wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich
Geschichtsdidaktik und Public History, und
Christian Kuchler, Professor für Neueste
Geschichte an der Ludwig-Maximilians-
Universität München, einen Überblick über
die kontrafaktische Anlage des Projektes.
Der erste Teil zur historischen Einord-
nung des Projektes @ichbinsophiescholl
beginnt mit Hans Günter Hockerts'
Beitrag «History and Memory. Sophie
Scholl in der biografischen Forschung
und im Boom der Erinnerung». Hockerts,
Professor für Neueste Geschichte an der
Ludwig-Maximilian-Universität München,
skizziert die biografische Entwicklung von
Sophie Scholl und die Veränderungen der
Erinnerung an ihre Person. Er beleuchtet,
wie Sophie Scholl zur Ikone der deutschen
Geschichte wurde, deren Symbolkraft sich
über die Jahrzehnte entwickelte und durch
verschiedene Medien adaptiert wurde. Nils
Steffen, Koordinator des Arbeitsfelds Public
History an der Universität Hamburg, be-
handelt in seinem Beitrag die zunehmende
Verflechtung von Geschichtsdarstellungen
und den sozialen Medien. Steffen zeigt auf,

1 Sophie Scholl: @ichbinsophiescholl. In:
Instagram, [www.instagram.com/ichbin-
sophiescholl/?hl=de](https://www.instagram.com/ichbinsophiescholl/?hl=de) (abgerufen: 6. 8. 2024).

wie Social-Media-Plattformen als experimentelle Kommunikationslabore fungieren und welche Herausforderungen diese für die traditionelle Geschichtswissenschaft darstellen.

Mit dem Projektbericht von Lydia Leipert, Teamlead Film Digital beim Bayerischen Rundfunk, beginnt der zweite Abschnitt des Buches, der sich der Produktion des Erinnerungsprojektes widmet. Leipert berichtet, wie das Projekt startete, aufgebaut wurde und auch wie die Durchführung verlief. Neben einem Projektbericht werden hier bereits auch Überlegungen und Herausforderungen zu historischer Korrektheit und fiktionalisierter Authentizität verhandelt. Tobias Ebbrecht-Hartmann, Senior Lecturer für visuelle Kultur, Film- und Europastudien an der Hebrew University Jerusalem, vergleicht in seinem Beitrag das Projekt *@ichbinsophiescholl* mit ähnlichen historischen Social-Media-Projekten wie *@eva.stories*.² Er beleuchtet die Ästhetik und Intimität dieser Formate und deren Wirkung auf das Publikum. Christian Schwarzenegger und Erik Koenen von der Universität Bremen untersuchen in ihrem Beitrag die Erzählweise und mediale Inszenierung des Kanals. Sie betonen die rekonstruktiven und selektiven Aspekte der erinnerungskulturellen Projekte und deren Rolle in der gegenwärtigen Erinnerungskultur.

Ein umfassender Abschnitt über die Rezeption und Aneignung des Projekts wird durch den Beitrag von Tanja Thomas und Martina Thiele von der Eberhard Karls Universität Tübingen eingeleitet. Sie diskutieren die transmedialen Kontroversen und die kommunikative Natur der Erinnerung in digitalen Medien. Ein Team des Leibniz-Instituts für Medienforschung,

bestehend aus Hans-Ulrich Wagner, Jan Rau, Daria Chepurko, Clara Linnekugel und Daniel Wehrend, präsentiert in einer Mixed-Methods-Analyse von User*innen-Interaktionen und Kommentaren die verschiedenen Formen des Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagements der Nutzer*innen. Nora Hespers und Charlotte Jahnz als exponierte Kritikerinnen des Kanals äussern danach scharf ihre Bedenken und kritisieren die Fragmentierung und Subjektivität der Inhalte sowie den fehlenden historischen Kontext des Projektes.

Im vierten Abschnitt des Buches werden diverse Aspekte behandelt. Zu Beginn geht Christian Kuchler der Frage nach, wie Schüler*innen den Kanal wahrnehmen und nutzen. Dario Treiber stellt in seinem Beitrag die ersten Ergebnisse einer Studie vor, welche die emotionale Involviertheit von Schüler*innen und deren Auswirkung auf Geschichtsdidaktik untersucht. In einem weiteren Beitrag werden die parasozialen Beziehungen, die Nutzer*innen zum Kanal aufbauen, sowie deren Auswirkungen auf die historische Wahrnehmung und das Geschichtsbewusstsein der Nutzer*innen von Mia Berg, Elena Lewers, Jessica Szcuka und Lea Frentzel-Beyme diskutiert.

Dankenswerterweise folgen im letzten Kapitel zwei Beiträge, die zu einer grösseren Perspektivierung des Projektes beitragen. Mia Berg wirft einen allgemeineren Blick auf die methodischen Herausforderungen und Potenziale der interdisziplinären Erforschung sozialer Medien in der Geschichtswissenschaft und fasst damit viele Inhalte der Beiträge des Buches nochmals zusammen, verbindet und perspektiviert diese. Zum Abschluss fasst Christian Bunnenberg anhand der öffentlichen Kritik Jan Böhmermanns die drei grössten Kritikpunkte am Projekt *@ichbinsophiescholl* zusammen: die Minimierung der Distanz von Vergangenheit und Gegenwart, die fehlende Kontextualisierung, Quellenkritik und fehlende Quellenbelege für das

2 Eva (@eva.stories) versucht seit 2019, für junge Leute die Erinnerungen an die Geschichte des Holocausts wachzuhalten, vgl. Instagram, <https://instagram.com/eva.stories/?hl=de> (abgerufen 12. 6. 2024)

remediatisiert Dargestellte sowie die Frage nach der Verantwortlichkeit. Dass sich die Expert*innen aus der Geschichtswissenschaft, gerade aus dem Bereich der Public History, in dem Feld mehr einbringen müssen, bleibt anzumerken.

«@ichbinsophiescholl. Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media» zeichnet anhand des Projektes @ichbinsophiescholl ein nuanciertes Bild von Public History und Erinnerungspraktiken im digitalen Zeitalter. Der Band bietet eine umfassende und interdisziplinäre Untersuchung, die die vielfältigen Perspektiven und Herausforderungen, die mit remediatisierten, historischen Darstellungen in sozialen Medien einhergehen, aufzeigt. Durch die verschiedenen Ansätze der einzelnen Beiträge können die Potenziale und Grenzen von Public History in der digitalen Welt kohärent dargestellt werden. Insgesamt bietet der Band eine gute Grundlage für Diskussionen über Erinnerungspraktiken sowie weitere Forschungen.

JULIA ANDREA MERZ

Giersberg, Bettina: Die Kunst der Imitation. Glarner Textildruck.

Zürich: Hier und Jetzt, 2022, 145 S., Ill.

Die Autorin Bettina Giersberg ist promovierte Historikerin und war bis Ende 2023 Kuratorin des Textilarchivs des Museums des Landes Glarus in Näfels. Geplant war eine Ausstellung mit Stoffen aus dessen Fundus. Leider wurde die Ausstellung im Freulerpalast aus äusseren Gründen, die Mehrkosten verursacht hätten, abgesagt. Erschienen ist ein prachtvoller Bildband über die Geschichte des Glarner Textildruckes. Das Buch soll die Geschichte des Kantons Glarus als wegweisenden Industrieort vermitteln, dessen Vorreiterrolle im Textil- und Färbewesen auf das 18. Jahrhundert zurückgeht. Ennenda, der Vorort der Kantonshauptstadt am rechten

Ufer der Linth, stand in direkter Verbindung mit den grössten Häfen Europas sowie über das europäische Ausland hinaus mit allen Kontinenten, und war zeitweise im 19. Jahrhundert eine der reichsten Gemeinden der Schweiz.

Die Zeit des Indigo, das im 18. Jahrhundert vorherrschte, wird im Band nicht thematisiert, dafür wird die Geschichte, Herstellung und Vermarktung des «Türkisch-Rot» präsentiert. Dieses Färbemittel aus der Wurzel des Färberkrapps ergab Baumwolle in satten Rottönen. Bis heute bekannt ist das «Glarner Tüchli», das für Glarus und die Schweiz steht, obgleich es mit seinen orientalisierenden Mustern ein Migrationskind der Textilindustrie ist.

Beim Lesen beeindruckte mich die Leichtigkeit, mit der die Autorin die abgebildeten Textilien mit ihrem Kontext, der von bedeutenden technischen und historischen Veränderungen geprägt war, verbindet.

Es tauchen immer wieder dieselben Firmen- beziehungsweise Familiennamen auf. Es herrschte schärfste Konkurrenz, aber es gab auch Bündnisse, Übernahmen, Weitergaben und letztlich ein Zusammengehen zum Wohle des Landes und der Arbeiterschaft. Als sich Anfang des 20. Jahrhunderts das Ende der Baumwollstoffdruckereien abzeichnete, sprang die Haute-Couture in die Bresche mit ihrem Verlangen nach hochwertigen Seidenstoffen mit leuchtenden Farbmustern. Ein Pionier war der Designer Erich Biehle, dessen zu Kreationen verarbeitete Stoffe über den Catwalk der grossen Modehäuser schwebten. Die Produktion der Seidendruckerei Mitloedi AG befand sich im gleichnamigen Dorf neben Glarus, am südlichen Ende des Hauptortes, gelegen. Bedruckte Seidenstoffe waren auch früher schon eine Spezialität dieser Stoffdruckerei gewesen, aber ihre tragende Rolle entwickelte sie erst im 20. Jahrhundert. Sie stand in der Tradition der Ursprünge, denn Seidenstoffe waren seit

langem verbreitet im südostasiatischen Raum (mit der Färbetechnik Batik oder Plangi).

Eine weitere Druckerei engagierte sich für die Fortführung der Glarner Tradition, nämlich die Firma Hohlenstein. Anders als die anderen Druckereien trug sie keinen Familiennamen als Firmenbezeichnung, sondern eine geografische Besonderheit (Höhlen) in der Nähe von Netstal und Näfels. Die Druckerei stand vor allem der kirchlichen Mission zu Diensten und zeigte besonders deutlich die einst übliche Kreislaufwirtschaft. Seit dem 21. Jahrhundert sind die hier besprochenen Textilien in die Kritik des Postkolonialismus geraten. Während Imitation, das heisst das genaue Kopieren der fremdländischen Muster, verbreitet war und auch einen guten Absatz in den Ursprungsländern versprach, spricht man heute von kultureller Appropriation, denn die vorliegende Kunst verdanken wir Indonesien, Indien, Ost- und Westafrika. Nun die Übernahmen sind Tatsache, umso wichtiger ist es, mit Offenheit und Dankbarkeit dieses Erbe zu schätzen, in seinen Zusammenhängen zu zeigen und zu würdigen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Miller, Daniel: *The Good Enough Life*.

Cambridge: Polity, 2024, vii + 354 S.

«Das gute Leben» ist ein Konzept, welches in der westlichen Philosophie seit Aristoteles auch unter dem Begriff Eudaimonia – das vollkommene Leben – immer wieder neu bearbeitet worden ist. Was Daniel Miller mit dem Titel *The Good Enough Life* sagen möchte, lässt sich schwer auf Deutsch übersetzen, denn die Wiedergabe mit das «ausreichende» oder «genügende» Leben vermittelt nicht, worum es ihm geht. Miller kombiniert hier alternierend seine Ethnografie der irischen Kleinstadt Cuan mit unterschiedlichen philosophischen Vorstellungen davon, was «das gute Leben»

sei, um aus diesen zwei Quellen Einsichten zu destillieren, wie «Leben sein könnte und sollte» (S. 1). Denn, so Miller, gibt es Demografiken, die sich in Cuan-ähnlichen Orten nachweisen lassen, wo die Lebensqualität und die Einstellung gegenüber dem Ort und den Möglichkeiten sozialen Zusammenhaltes sich nicht einmal mit «passabel» beschreiben lassen würden. In Cuan dagegen konnte Miller die Qualität eines umsichtigen Miteinanders erfassen, das er als schon fast wohlthuend wahrnahm. Mit «gut genug» möchte er das Augenmerk darauf richten, was die Einwohner*innen von Cuan für ihren Ort und füreinander leisten und geleistet haben und wie sie sich damit eine Zufriedenheit schaffen, in welcher es sich gut lebt, selbst wenn nicht alles perfekt ist. Er leiht sich das «gut genug» vom Psychologen David Winnicott aus, der unter dem Begriff «good enough mothering» all das subsumierte, was Mütter in oft schwierigen Umständen dennoch zu leisten vermögen, um damit der häufig geäußerten oder verspürten (Selbst-)Kritik im Sinne von «nicht gut genug» Lob entgegenzusetzen (S. 3).

Miller ist mittlerweile siebzig und hat ein reichhaltiges Œuvre zu materieller Kultur, Konsum, sowie Nutzungsweisen sozialer Medien im kulturellen Vergleich geschaffen. Zu letzterem hat er an seiner Wirkungsstätte, dem University College London, auch das Centre for Digital Anthropology mitbegründet. *The Good Enough Life* erwuchs neben Millers ERC-Projekt *The Anthropology of Smartphones and Smart Ageing*, in dessen Rahmen er gemeinsam mit Pauline Garvey eine der zahlreichen Fallstudien verfasste. Wer etwa Millers Porträtstudie zu Facebook kennt (*Tales from Facebook*. London: Polity, 2011), wird nicht überrascht sein, dass sein Verständnis von Smartphones im Altern auf dichter teilnehmender Beobachtung *in situ* beruht. Daraus erwuchs das Fundament für das vorliegende Werk. Miller hat sechzehn Monate in

Cuan gelebt, eine Vielzahl von Interviews geführt, sich in soziale Felder eingebracht und an Vergnügungen teilgenommen, die von Vereinsunterfangen über regelmässiges Bingo bis zu Sportanlässen reichten. Hieraus gewann er die Überzeugung, dass der Ort auch ideal sei für das Experiment eines Vergleichs von ethnografisch erfasstem und philosophisch entworfenem «guten Leben».

Alternde Menschen mögen einen höheren Anteil der Bevölkerung von Cuan ausmachen, aber ihr Bestreben ist es, den Ort so zu gestalten, dass Kinder bleiben oder wiederkehren. Die heute Alternden waren einst Zugezogene («blow-ins») in das, was ursprünglich eher ein Fischereihafen, danach ein Urlaubsort und schliesslich ein mittelschichtig geprägter Ort vor allem für Menschen war, die zur Arbeit nach Dublin pendeln. Die sechs ethnografischen Kapitel suchen nach dieser Lebensqualität in den Topoi Freiheit, Sättigung, Ungleichheit/Drogen/Depression, Sport, Gemeinschaft, und Engagement mit der Welt. Anhand des ersten Themas, Freiheit, soll verdeutlicht werden, wie Miller arbeitet. Freiheit ergibt sich in einem irischen Setting des 21. Jahrhunderts zum einen aus sozioökonomischer Transformation: Skandale der katholischen Kirche liessen den fast eisern religiös geprägten Rahmen des Staates bröckeln und machten Raum für eine liberale Gesinnung mit tiefen Auswirkungen ins soziale Leben. Irlands wirtschaftliches Hoch, der sogenannte Celtic Tiger – obwohl 2008 jäh unterbrochen –, veränderte die Lebensqualität einer, wenn auch nicht armen, so doch eher an Prekarität orientierten Gesellschaft. Beides schaffte gerade für Menschen, die die erstickende Macht des Katholizismus noch selbst erlebten, Raum für eine neue zwischenmenschliche Beweglichkeit. Für angehende Pensionist*innen kommt dazu die Freiheit von Berufsarbeit, Familienverpflichtung und eine Bewegung in Richtung einer gewählten statt einer aufgedruckten Identität. Wiewohl Millers Gewährsperso-

nen selbst nicht den Begriff Freiheit verwendeten, so ergab sich diese Beobachtung aus der Feldforschung. Hatten manche Gesprächspartner noch das Joch des Unterrichts von Nonnen und den Zwang, die keltische Sprache zu nutzen und damit eine irische Identität an den Tag zu legen, erlebt, so zeigen sich jetzt Tendenzen zu einer blühenden irischen Identität, weil jede*r selbst wählen darf, was davon von Interesse ist (S. 61). Hiermit paart Miller dann ein Kapitel zu Philosoph*innen, die sich mit Freiheit befasst haben. Miller erörtert unterschiedliche Ansätze von Jean-Paul Sartre, Isaiah Berlin sowie Amartya Sen und Martha Nussbaum. Im Vergleich der drei Ansätze kommt er zum Schluss, dass Sen und Nussbaum mit einer pluralistischen Konzeption von Freiheit – die nicht auf das Individuum, sondern auf die *polis* fokussiert und die sich zudem praxisorientiert statt abstrakt oder ontologisch mit Freiheit befasst –, sich am deutlichsten mit den ethnografisch in Cuan wahrgenommenen Freiheiten verquicken. Gleichwohl zeigt Miller auch, wie die beiden anderen Ansätze anhand der Ethnografie überprüft werden können.

Miller möchte seine Studie verstanden wissen als Mission für «a more equal and sidewise relationship between anthropology and philosophy, by focusing upon the insights gained when philosophical questions are reconsidered within the messy context of everyday lives» (S. 24). In jedem der folgenden Kapitel finden sich Beschreibungen, Aussagen und Schlussfolgerungen, die anregen – sowohl was die ethnografischen Befunde betrifft wie auch das Eröffnen philosophischer Denktraditionen. Wer selbst nicht Philosophie studiert hat, wird zum Beispiel auch nicht unbedingt wissen, dass – zumindest gemäss Millers Wissensstand – die zentralen Ideale, aus welchen sich die klassische griechische Philosophie und Demokratie entwickelten, aus dem Sport, spezifisch den

Olympischen Spielen, abgeleitet wurden. Demokratie bedeutete Gleichheit unter dem Gesetz, genauso wie gleichermassen nackte Körper, ihres Status entkleidet, sich in den Spielen miteinandermassen (S. 200). Zu diesen Überlegungen gelangt Miller, nachdem er die Rolle von Körper und Sport in Cuan in Kapitel 7 aufgerollt und dort die Omnipräsenz von Sportvereinen und Anlässen nachwiesen hat, geleitet von einem Ethos, sich gemeinsam mit andern physisch fit und damit auch für das Gemeinwohl nützlich zu erhalten.

Für diese Leserin, die ein nicht sehr solides philosophisches Fundament mitbringt, stiessen auch andere von Millers Skizzen und Aussagen auf Resonanz. So basiert Millers Kritik von Horkheimer und Adornos *Dialektik der Aufklärung* von 1944 nicht etwa auf deren Aufdecken der Hintergründe der Kulturindustrie, sondern auf deren «appalling and unnecessary elitism and degredation» derjenigen, die Massenkultur konsumierten (S. 109) – eine Positionalität also, die ein Ethnograf wie Miller, der die biografische und Alltagsintegration von Konsumgütern intensiv studiert hat, korrigieren muss. Diese Kritik folgt auf das ethnografische Kapitel 3, das sich unter dem Titel «The First Satiabile Society» mit dem Umgang mit Gütern unter den Bewohner*innen von Cuan befasst. Dort fand er zumindest in Teilen die Verneinung einer als vulgär empfundenen «conspicuous consumption» und stattdessen elegante Praktiken der Sparsamkeit. Indem er das 5. Kapitel Cuans Wohnviertel mit sozialem Wohnungsbau widmet und damit auf prekäre Lebenssituationen, Umgang mit Drogen und die Präsenz von Depression eingeht, will Miller auch verdeutlichen, dass die «model society», die er in Cuan vorfand, ihre blinden Flecken hat, dass manche Gewährspersonen erst im Verlauf eines biografischen Interviews realisierten, dass sie ehemalige Klassenkamerad*innen aus den Augen verloren hatten, weil

diese im Vartry Estate – eigentlich stadtplanerisch fast mittig in Cuan – wohnten. Um die offensichtliche Ungleichheit, die auch in Cuan existiert, mit Philosophie zusammenzuführen, greift Miller John Rawls und das philosophische Gedankengut zu Gerechtigkeit und Fairness auf und kann zeigen, dass die Bürger*innen von Cuan sich auch dank wandelnder zeithistorischer Kontexte und dank mancher ihrer Wohlfahrtsprojekte immerhin näher an eine gerechtere Gesellschaft im Sinne von Rawls bewegt haben.

Im Schlusskapitel beurteilt Miller selbst, welche seiner Vergleiche beziehungsweise welches Nebeneinanderstellen von Ethnografie und Philosophie besser, welche weniger deutlich gelungen sind. Das Ziel, in einem Fach, in dem man heute (zu Recht, wie auch Miller durchaus sagen würde) oft bedrängte, marginalisierte, leidende Gruppierungen ethnografisch greifbar macht, für einmal eine «virtuous society» vorzustellen, gelingt in ausgesprochen anregender Weise. Miller will mitnichten Fachgrenzen aufheben, aber durch die Konfrontation von Lebensrealitäten, wie sie eigentlich nur dichte Langzeitethnografie aufzeigen kann, mit philosophischen Kernkonzepten zum guten Leben wird die Relevanz beider Arbeitsweisen in stimulierender Weise verdeutlicht.

REGINA F. BENDIX

Schmidt, Stefanie: Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Polizeiarbeit.

Bielefeld: Transkript, 2023, 364 S., Ill.

Die Kulturanthropologin Stefanie Schmidt hat mit *Affekt und Polizei* eine Ethnografie nicht über die Polizei, sondern über Wutpraktiken im Rahmen polizeilicher Arbeit vorgelegt, die es sich nicht nur für Polizist:innen, sondern auch für Kulturwissenschaftler:innen, Narrationsforscher:innen

und an Emotionsarbeit Interessierte sehr zu lesen lohnt. Ist es also ein Buch über Polizeigewalt, wird man fragen. Die Antwort ist: ja. Aber sie ist mehr als das. Sie ist eine besonnene, differenziert schildernde Analyse zu verschiedenen Selbstnarrativen, Wutpraktiken und Gewalthandlungen im Arbeitsalltag von deutschen Polizist:innen vom Schimpfen über Falschparker:innen über den kollektiven Schlagstockeinsatz bei Demonstrationen bis hin zur indirekten Machtausübung beim Kodieren und Dekodieren von Delikten.

Polizeiarbeit ist definiert als eine Arbeit, die Gewaltanwendung nicht ablehnt, sondern vielmehr verlangt. Polizist:innen gelten als *violence worker*,³ weil Gewaltausübung zu ihrem Beruf und Arbeitsalltag dazugehört. Denn «[j]eder Polizist ist potenzieller Ort der Transformation staatlich durch Gewaltlizenz delegierter Macht durch private Willkür» (9), wie die Autorin angelehnt an den Gewaltforscher Jan Philip Reemtsma erinnert. Schmidts Studie fragt nun «nach dem Verhältnis von (Gewalt-) Arbeit und Affekt im polizeilichen Alltag» (10) und somit danach, wie Polizist:innen mit Gewalt und Emotionen zu arbeiten lernen, warum sie Gewalt anwenden sollen, was situativ als Masshalten gedeutet wird, wo sie Spielräume wahrnehmen, auch eigene Wut noch zum Gewalthandeln zu mobilisieren, und wie Narrative klingen, wenn sie die eigene Emotionspraxis nicht mehr «unter Kontrolle» hatten.

Um in späteren Teilen der Arbeit auch über Masslosigkeit in der Gewaltanwendung, über kollektive Eskalation bei Grossveranstaltungen, über strukturellen Rassismus und Wut in der Polizeiarbeit sprechen zu können, wo diese nicht als legitim dargestellt werden können, ohne die Verortung einer analytisch genauen Wissenschaftlerin zu verlassen, ist Stefanie

Schmidts Studie entlang einer schrittweisen Argumentation aufgebaut:

Der erste Teil der Arbeit gibt den Lesenden eine Übersicht über die Thematik und das inzwischen breite Feld kultur- anthropologischer Forschung über Polizeien im deutsch- und englischsprachigen Raum (9–18). Eine Einführung in den Arbeitsalltag von Polizist:innen und das Schwanken zwischen Langeweile und Eskalation führt behutsam in den Arbeitsalltag von Polizist:innen und die dazugehörigen Gefühlsstrukturen ein. Im Folgenden stellt die Autorin praxistheoretische Emotionstheorien (und weniger breit den Begriff des Affekts) vor und verdichtet sie mit *doing anger* auf den Fall der Polizeiarbeit, um sodann mit ersten Auszügen aus ihren Feldnotizen die methodische Vorgehensweise und Selbstpositionierung darzustellen.

Der zweite Teil widmet sich entlang von Beschreibungen der Arbeit auf der Wache bei der Annahme von Notfällen wie beim «ersten Angriff», also der Fahrt zu neu gemeldeten Einsätzen, den Begriffen der Neutralität, der Objektivität – etwa beim Verfassen von Berichten, aus denen die eigenen Emotionen rausgenommen werden sollen –, sowie der Dispositive Sicherheit und Ordnung, wobei der polizeiliche Ordnungsbegriff diese im Singular denkt und Sicherheit vor allem durch Präsenz und potenzielle Durchgriffsstärke performt wird. Ordnung wird dabei zu einem handlungsanleitenden Konzept. Polizist:innen versuchen ihr Verhalten zu ent-emotionalisieren, um legitime, neutrale, aber ordnende Repräsentant:innen des Staats zu sein.

Im grossen Analyseteil (III. Teil) geht es dann um Emotionsarbeit und Affekt in verschiedenen Einsatzbereichen. Performative Wut- und Aggressionspraktiken werden hier praxistheoretisch im Kontext polizeilicher Sinnstiftung und Weltdeutung betrachtet – im Arbeitsbereich von Streifen- und Verkehrspolizei

3 Seigel, Micol: *Violence Work. State Power and the Limits of Police*. Durham: Duke University Press, 2018.

sowie bei Grossveranstaltungen mit Bereitschaftspolizist:innen. Am Begriff der «Wutfigurationen» stellt Schmidt hier zunächst dar, dass Polizist:innen sich als weitgehend entemotionalisiert sehen und dies auch einüben. Gewalt dient ihnen, ihrer Wahrnehmung nach, lediglich als Arbeitsmittel; die Wut anderer Personen wird als Arbeitsgegenstand klassifiziert, auf den sie zu reagieren haben.

Sprachliche Wut- und Aggressionspraktiken und deren Bezüge zu verkörperter Gewalt werden im Unterkapitel «Vom Schimpfen zum Hieb» diskutiert: Schimpfen wird hier als benennende, mobilisierende wie regulative Emotionspraktik analysiert, die der Fremd- und Selbstverortung dient.

Mit einer Fokussierung auf die Angemessenheit polizeilicher (Re-)Aktionen («Maßhalten und Maßlosigkeit») wird sodann nicht nur performierte Aggressivität betrachtet, die nicht zuletzt zur Deeskalation eingesetzt werden soll, sondern auch das Gewalttätigsein als Teil polizeilicher Arbeit, wobei hier auch Gewalt beschrieben, analysiert und narrativ dekodiert wird, die nicht als angemessen gedeutet werden kann.

Grossereignisse, bei denen einige Teilnehmende als aggressiv eingestuft werden, wie sie mit Fussballspielen oder Demonstrationen zusammenhängen können, werden schliesslich im Kapitel «Kollektive Aggressivität – kollektive Gewalt» in den Blick genommen. Produktion und Effekte affektiver Atmosphären durch gemeinsames narratives, sinnliches und körperliches Erleben stehen hier im Vordergrund, insbesondere wieder in Hinblick auf den Eindruck angemessener polizeilicher Eingriffe und Gewalttätigkeiten.

Das Thema «[e]ntglittene Gewalt» (287), das bei Polizeigewalt schnell in den Sinn kommt, wird in der Ethnografie also erst spät nachvollzogen; auch die gewaltvollen Zusammenstösse zwischen linken Demonstrierenden und Polizist:innen

werden erst im letzten analytischen Kapitel (295) – zusammen mit der Analyse zum Polizieren von Fussballgrossveranstaltungen analysiert. Diese Platzierung im Buch scheint strategisch zu sein und ich möchte sie als gelungen bewerten. So wird ein kritischer Blick auf das Emotionshandeln der Polizei schon deutlich früher erbracht und zwar in allen denkbaren Einsatzgebieten, die die Ethnografin beforschen konnte – auf der Wache beim um «Neutralität» bemühten (124), aber nicht positionslosen Schreiben von Berichten (136), beim Ko- und Dekodieren (107) von Notruf-Meldungen, beim Verhandeln und erzieherisch-schimpfenden Bewerten von Verkehrsdelikten (233), bei rassistischen Deutungsweisen (196) bei Ruhestörungen, Überfällen und Schlägereien und beim Kaffeetrinken unter Kolleg:innen (Teil III, 5. Kapitel).

Schmidt beginnt ihre Ethnografie mit der Einführung der Bezeichnungen «doing anger», «Wutpraktiken» und «Emotionshandeln», die sie unter anderem von Fassins Reflexionen über Emotionen im Polizeihandeln (9), Rosenweins «emotional communities» (39, 48), Hochschilds «feeling rules» (46), Reddys «emotives» (45 f.), aus der Rechtsgeschichte und bisweilen kulturhistorisch, vor allem aber von Monique Scheers «emotionalen Praktiken» (42) herleitet und somit als habituell, nicht-strategisch, aber handlungsrelevant, als Diskurse und handelnde Akteur:innen einbeziehend fasst. Emotionen sind laut Scheer «something we do – and that we do with our entire bodies». ⁴ Den Affekt deutet Schmidt mit Scheer als eine spezifische Emotionspraxis, auf ihm liegt allerdings nicht der theoretische Fokus. Auch Atmosphären oder Stimmungen, die kulturwissenschaftliche Zugangsweisen zum Fühlen darstellen,

4 Scheer, Monique: Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: *History and Theory* 51 (2): 193–220, 196.

werden dem Primat des Emotionshandelns untergeordnet, wohl weil sie besser an die Praxistheorie anknüpfen. Emotionen sind demnach etwas, das durch Praktiken und Körperhandeln aktiv hervorgebracht wird (43), das den Körper nicht überflutet. Wutpraktiken werden hier «eingeübt und ausgedrückt, erlernt und gesteuert und sind Ergebnis einer körperlichen Einschreibung von Diskursen, Machtkonstellationen und Wissensordnungen» (38).

Diese Begrifflichkeiten erlauben es Schmidt, stets analytische Distanz zu wahren, von persönlichen Anklagen gegen das Forschungsfeld abzusehen, und Wuthandeln unterschiedlicher Personen nachzuvollziehen. Denn ein *doing anger* erzwingt die Einbeziehung von handlungsleitenden und Einordnungen vorantreibenden Diskursen, mit denen etwa entschieden wird, wann welche Praxis als angemessen gilt, um zu verstehen, wann Polizist:innen erzieherische Eigenwirksamkeit spüren, und wie die Normen (154) und Kategorien (213) aussehen, an denen sich ihr Handeln orientiert. Schliesslich können Wut und Masshalten zu einem «Kapital» (33) der Polizei werden, mit dem die Autorität, Kontrolle und Gewaltbereitschaft des Staates nach aussen hergestellt wird, um das zu verteidigen, was sie die «gute Ordnung» (154) nennen. Es kommt zu einer hegemonial-wirkmächtigen Selbstfiguration der Polizist:innen als Gesetzeshüter:innen, die dadurch stets auf der «richtigen Seite» zu stehen scheinen (17, 175).

Methodisch begreift Schmidt ihr Forschungsfeld – so erwartbar wie sinnvoll – als Assemblage (58). Sie interessierte sich fürs «*doing anger* im konkreten Vollzug» (57) und stützt sich dabei neben der Einbeziehung von medialen Berichten, gesammelten Materialien und Kommunikationen online vor allem auf 43 qualitative Einzelinterviews, davon Leitfadeninterviews mit insgesamt 23 Einzelpersonen der Schutz- und Kriminalpolizei und vier Gruppen-

interviews mit Bereitschaftspolizist:innen (59, 77). Zusätzliche Tiefe erhält die Studie durch längere Phasen der Feldforschung als «Praktikantin» (67) in Frankfurt am Main wie in Berlin. Sie begleitete zwei Schutzpolizeien (Streife, Anzeigenaufnahme, erster Angriff) und zudem die Bereitschaftspolizei, die für Demonstrationen, Fussballspiele, Staatsbesuche, Naturkatastrophen zuständig ist, bei ihren Einsätzen und Tätigkeiten. Unterwegs mit einer neonfarbenen Weste bekleidet, wurde sie stets als zur Polizei gehörig, wenn auch nicht Uniform tragend etikettiert, was sie als Einschränkung ihrer wissenschaftlichen Neutralität empfinden musste (69). Doch das Forschen bei der Polizei gilt allgemein als schwierig in Zugang und Durchführung (62) und erfolgt offenbar nur unter Einhaltung präziser Vorgaben. Dessen ungeachtet kommt die Autorin offenbar nah an das Geschehen heran, ist stets mit dabei, wenn auch in einer passiven Rolle.

Schmidts Blick fokussiert in ihren Feldnotizen die unspektakulären Alltagsereignisse, die das Arbeiten prägen, um ein grundlegendes Verständnis der strukturgebenden Narrative, Sinngebungen und Wutpraktiken zu erhalten. Ethnografische Vignetten und Interviewausschnitte werden stets – das war auch eines ihrer Ziele – mit der Analyse verknüpft (221). Dieses stufenweise erklärende und argumentierende Vorgehen gelingt der Autorin besonders vorbildlich. Die Datenmengen, in die sie dabei Einblick gibt, sind umfangreich und sie werden stets in die Analyse eingebunden. Jede Schilderung ist eindrücklich, jede Erklärung nachvollziehbar. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Autorin ein gutes Gespür für Narrative hat.

Es passiert zwar meist nichts, es könnte aber immer alles passieren, man müsse also immer auf Gefahrensituationen vorbereitet sein, lautet ein handlungsrelevantes Narrativ bei der Polizei, das sie immer wieder hört (22, 26). Diesem

Narrativ ist Schmidt in allen Sektoren ihrer Analyse nachgegangen (III. Teil). Denn auch wenn polizeiliche Arbeit von Warten, vom Berichteschreiben, von stetig zu wiederholenden Tätigkeiten geprägt ist, lehren und lernen Polizist:innen, stetig die «Lage» im Blick zu behalten und sie in Hinblick auf ihre Gefährlichkeit einzuschätzen (202). Polizist:innen müssen *in situ* über den Charakter einer Situation entscheiden (19). «Plötzlich» (267) könne sich alles ändern und darauf gelte es vorbereitet zu sein, um mit externem Wut- oder Gewalthandeln reaktiv korrekt umgehen zu können, um eigene Emotionen «im Griff» zu haben, wenn man von der Lage überrascht werde. Schliesslich gebe es ein «ständig drohendes Potenzial zur Eskalation» (27). Dieser «professionelle[r] Argwohn» (31) verbindet die Polizist:innen zu einer professionellen Gefühlsstruktur, also zu Leitplanken des richtigen Fühlens und Emotionshandelns, gemessen an der Ausgangslage. An der Lage entscheidet sich nämlich, wie die Polizei zu reagieren hat – mit welchen Praktiken verbaler De-/Eskalation (270) oder Aggression (221), welchen Wutpraktiken oder welcher Gewaltarbeit (274).

Aufgrund der Bestimmung der Lage erfolgt eine ganze Reihe praktischer Massnahmen: Regelungen zum Arbeitsablauf, kodierte Sprechweisen, Vorschriften zum situativen Tragen der Uniform oder zum Einsatz von Waffen werden noch recht bewusst abgerufen, um sich auf eine Situation einzustellen. Weniger reflektiert sind dagegen Konzepte davon, wie die Figuration Polizei – Bürger – Gegenüber als interdependentes Beziehungsgeflecht aussieht (174), das darüber bestimmt, welche emotionalen Praktiken noch als angemessen oder gar nötig gelten. Denn die Selbstfiguration der Polizei als Spiegel gesellschaftlicher Ordnung, die für den normalen Bürger auch dann noch Verständnis aufbringt, wenn dieser Wut zeigt, auf aggressive Gegenüber – die entlang rassistischer und

kultureller Stereotypisierungen definiert werden – aber mit Härte reagieren «muss», um deren Gefährlichkeit einzudämmen, ist es, die dazu führt, dass auf externe Wut mal mit Verständnis, mal mit Gewalt reagiert wird (184–187, 193–199). So ist das Erzählen über eine potenzielle Gefahr eingebunden in eine Figuration, die über angemessene Emotionen entscheidet und dazugehörige Praktiken bewertet. Schmidts Analyse dieser Figuration stellt – das wird nicht kaschiert – eine Kritik an den bestehenden Verhältnissen dar.

Ja, der Zugang zum Feld ist bereits als «kritische Gesellschaftsanalyse» (18) etikettiert. Die Autorin reflektiert ihre Nähe und Distanz zum Forschungsfeld, beschreibt aber weder – wie sonst bei Ethnografien häufig – die eigene zunehmende Involviertheit oder emotionale Nähe zum Feld, noch das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem Feld, dessen Perspektive nach aussen zu tragen. Vielmehr war ihr das «Distanznehmen wichtig» (82). Sie schreibt, dass sie nicht, wie von einigen Interviewpartnern erhofft, deren emische Perspektive (81) nacherzählen wolle. Auch glättet sie Interviewpassagen nicht, die auf strukturellen Rassismus (187, 194–199) oder unangemessene Redeweisen hindeuten, sondern bringt diese vielmehr deutend – und anonymisiert – in ihre Analyse ein (8).

Ihr Zugang zum Forschungsgegenstand entspricht somit nicht etwa der ebenfalls sehr eindrücklichen Studie von Arlie Russell Hochschild «Fremd in ihrem Land»,⁵ die ebenfalls Kritik an Deutungs- und Handlungsweisen übt, denen sie im Feld begegnet, diese aber noch im Feld adressiert. Doch Hochschild versucht einen Graben zu überwinden. Sie will verstehen, wieso Menschen in Gebieten, die von negativen Folgen republikanischer Regierungsführung betroffen sind, dennoch

5 Hochschild, Arlie Russell: Fremd in ihrem Land. Eine Reise ins Herz der amerikanischen Rechten. Frankfurt am Main: Campus, 2017.

zu Anhängerinnen der Tea Party werden, indem sie deren Gefühlsstruktur anhand einer «Tiefengeschichte» (Hochschild 2017: 187) nachvollzieht. Schmidt versucht zwar ebenfalls die, die sie zumindest eingangs als «Andere» gesehen haben muss, zu verstehen und bietet auch den Lesenden verstehende Zugänge zur Handlungsweise der Polizei, selbst zu deren Wutpraktiken. Doch liest sich die Ethnografie als Anklage.

Angesichts einer Verstehen provozierenden, aber Distanz haltenden, analytisch in bester Weise gnadenlosen Forschung scheint es besonders wichtig, die Ergebnisse der Studie in angemessener Weise ins Feld zurückzuspielen. Die Autorin ist sich darüber bewusst, dass es für eine gute Kommunikation wichtig ist, dem Gegenüber Möglichkeiten offen zu lassen, bei einer Konfrontation das Gesicht nicht zu verlieren (247). Dazu bietet die Studie viele Anschlusspunkte, die im direkten Austausch noch weiter fruchtbar gemacht werden könnten. Ziel könnte es etwa sein, die Polizei mit alternativen Emotionskonzeptionen bekannt zu machen, zumal diese sich wesentlich auf psychologisch-biologistische Modelle wie die Eskalationstreppe stützt (207). Die Arbeit kann helfen, die Sicht auf die eigene Rolle in Staat und Gesellschaft zu reflektieren, wenn die Idee der «richtigen Ordnung» pluralisiert wird. Mehr oder minder verdeckte Rassismen und Formen des Othering gegenüber als «Gegner» eingestuft Personengruppen in «Wutfigurationen» (169) könnten hinterfragt werden. Selbstnarrative über die eigene Wirksamkeit und die Heldenhaftigkeit polizeilicher Arbeit im Allgemeinen könnte reflektiert werden. Die Performanz von Gewaltbereitschaft und das Anwenden von Gewaltpraktiken könnten als Mittel der Deeskalation in Frage gestellt werden. Konzepte von harmloser Bürgerlichkeit könnten aufgebrochen und die Praxis, dem Gegenüber eine höhere Strafe aufzubürden, wenn ein:e Polizist:in

sich von ihm in der Ehre verletzt fühlt, könnte überdacht werden.

Über diese praktische Relevanz der Studie für den engeren thematischen Anwendungsbereich hinaus stellt *Affekt und Polizei* eine Ethnografie dar, die eine grosse Leserschaft in der Gewalt-, Emotions- und Narrationsforschung verdient, sich darüber hinaus zur Nutzung in der universitären Lehre bezüglich der Verquickung von Empirie und Analyse eignet und sich schlicht spannend liest.

CHRISTINE HÄMMERLING

Wanner-JeanRichard, Anne: Stoffe für Afrika und das Ende der Druckerei Daniel Jenny & Cie in Ennenda. Eine Dokumentation über den Export bedruckter Gewebe dieser Firma nach Ost- und Westafrika und die Schliessung der Baumwolldruckerei im beginnenden 20. Jahrhundert. Mit Beitr. von Reto D. Jenny (Edition Comptoir-Blätter, 20/21).

Ennenda: Edition Comptoir-Blätter, 2023, 119 S., Ill.

Anne Wanner-JeanRichard hat sich einer scheinbar einfachen, da zeitlich und örtlich begrenzten, in Wirklichkeit aber hochkomplexen Aufgabe gestellt. Es geht um den Aufstieg des Kantons Glarus zum Industrie-Hotspot im 19. Jahrhundert am Beispiel der Firma Daniel Jenny und Cie sowie deren Ende 1907. Der Kanton Glarus hatte nur wenig Landwirtschaft und musste sich andere Erwerbsquellen erschliessen. Die industrielle Revolution mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Eisenbahn bot ganz andere Möglichkeiten. Die Firma Daniel Jenny und Cie wurde in den 1830er-Jahren gegründet. Auf Seite 9 zeigt eine zeitgenössische Abbildung die Verantwortlichen dieser Industriefamilie in Form eines Viererkleeblatts abgebildet. Die Familie Jenny führte während rund 77 Jahren eine Baumwollstoffdruckerei in Ennenda, vis-à-vis vom Kantonshauptort am dem rech-

ten Ufer der Linth. Ältere Stoffdruckereien bedruckten «Zeug» (Hanf, Flachs, Leinen) oder woben Muster ins Gewebe. Diese Tücher waren für den lokalen Gebrauch bestimmt. Baumwolle, meist in Form von Ballen, kam aus den Südstaaten der USA. Es scheint, dass es nie Mangel an Baumwollstoff, der Grundlage für die Druckerei, gab. Nicht einmal während des Sezessionskrieges 1861–1865 brach der Import, der über Zürich abgewickelt wurde, ein.

Das Besondere an diesem Industriezweig war, dass am Anfang nicht die Maschinen standen, sondern eine Idee. Heute würde man von einem Startup sprechen. Aus Indonesien gelangten Batikstoffe nach Indien und von dort nach Ostafrika. Durch einen Vermittler oder Zwischenhändler namens Joseph Hertz in Amsterdam erreichten Stoffmusterbeispiele Glarus. In Ennenda beschloss man, einen neuen Absatzmarkt in Ostafrika und von dort den Fernen Osten zu erobern. Man kopierte die Stoffmuster haargenau in Holzmodel, mit denen man im Handdruck-Verfahren Tücher für Wickelkleider und sogenannte Kopftücher (Kangas) bedruckte. Doch das Geschäft flopppte. Da meldete sich ein weiterer Vermittler, Ernst Seegemann, der Exporte in Bremen und in Hamburg organisierte. Er besuchte Westafrika und kannte den Geschmack der einheimischen reichen Damenwelt. Diesmal ging der Aufbau eines erfolgreichen Absatzmarktes gut vonstatten, wenn auch mit einiger Verzögerung.

Dank den beiden Vermittlern kam die Firma Daniel Jenny und Cie mit verschiedenen deutschen und holländischen Firmen in Kontakt und konnte von Synergien profitieren. Die mit Stoffen beladenen Schiffe verliessen Europa und kehrten mit Gütern

aus den Kolonien zurück, sodass jeder Handelsweg gewinnbringend ausgelastet war. In diesem Zusammenhang spielte auch die Kirche eine wichtige Rolle. Erwähnenswert ist zum Beispiel der Besuch der Glarner bei der Basler Missions-, Handlungs-Gesellschaft, der späteren UTC (Union Trading Company). Der Verkauf alter Holzmodel gelang allerdings nicht. Ein anderes Beispiel zeigt, wie sich die Stoffdruckerei in Ennenda bemühte, gute Geschäfte zu machen. Sie hörte auf einen einflussreichen Kunden in Westafrika, Gerhard Howe, und folgte seinen Ratschlägen bei der Auswahl und Entwicklung von Mustern. Doch dies verursachte Mehrkosten, da immer wieder neue Model gestochen oder Platten gegossen werden mussten. Und die englische Konkurrenz schlief nicht. Anfang 20. Jahrhundert stellte sich die Frage, ob nicht der Moment gekommen sei, die Firma zu verkaufen oder sie aufzulösen und einzelne Teile zu veräussern. Tatsächlich schloss sie ihre Pforten im ersten Halbjahr 1907. Anna Wanner-JeanRichard stellt fest, dass der Zeitpunkt gut gewählt war. Denn die Geschäfte mit Westafrika hatten Fahrt aufgenommen, konnten also gut verkauft werden. Ausserdem stand der Erste Weltkrieg bevor und da hätte die Firma zwangsläufig für mehrere Jahre schliessen müssen. Die Korrespondenz gibt Einblick in das Wohl und Wehe einer Handelsgesellschaft, und das nicht zu knapp.

Anne Wanner-JeanRichard hat mich auf eine Spezialistin und einen Spezialisten hingewiesen, die für die Erforschung von Stoffen für Afrika Grundlegendes geleistet haben: Helen Eland (Belgien) und Phillip Sykas (England). Der Autorin sei gedankt für ihre Hinweise.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

- Barfuss, Thomas: Mordslandschaften. Der Krimi in Graubünden. Zürich: Chronos, 2024, 264 S., Ill.
- Bendl, Eve (Hg.): Wohntrends in Miniatur. Moderne Puppenmöbel von Bodo Hennog 1950–2000 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 63). Oberschönenfeld: Museum Oberschönenfeld, 2024, 96 S., Ill.
- Berg, Mia und Christian Kuchler (Hg.): @ichbinsophiescholl: Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media (Historische Bildung und Public History, 1). Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 246 S., Ill.
- Buri, Tabea: Wie die Dinge zusammenkamen. Die europäische Sammlung im Museum der Kulturen Basel 1900–1936. Diss. Universität Basel 2023. Basel: Schwabe Verlag, 2024, 296 S., Ill.
- Carbone, Mirella und Joachim Jung: Grenz-Erfahrungen. Schmuggel und Flüchtlingsbewegungen im Fextal und Bergell 1930–1948. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 548 S., Ill.
- Fischer, Norbert und Sonja Windmüller (Hg.): Spuren des Maritimen. Kulturwissenschaftliche Erkundungen an Nord- und Ostsee (Fördeblick - Kieler Schriften zur Alltagskultur, 3). Münster: Waxmann, 2024, 292 S., Ill.
- Häsler, Leonie, Madeleine Girard und Saskia Klaassen Nägeli: Hanro. Mode aus Liestal 1884–1991. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 200 S., Ill.
- Heimerdinger, Timo und Marion Näser-Lather (Hg.): Position beziehen, Haltung zeigen!? Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung. Münster: Waxmann, 2024, 272 S.
- Holsing, Henrike und Luisa Heese (Hg.): Hexen! Über Körper, Wissen und Macht = Witches! About bodies, knowledge and power. Köln: Wienand, 2023, 215 S., Ill.
- Kreide-Damani, Ingrid et al.: Ethnologie als Ethnographie. Interdisziplinarität, Transnationalität und Netzwerke der Disziplin in der DDR. Münster: Waxmann, 2024, 526 S.
- Kühberger, Christoph: Das undisziplinierte Kinderzimmer. Ethnographische Erkundungen zur Geschichtskultur im Privaten. Göttingen: Wallstein Verlag, 2024, 322 S., Ill.
- Mieder, Wolfgang: Dornröschen. Das Märchen in Literatur, Kunst, Medien und Karikaturen (Kulturelle Motivstudien 24). Wien: Praesens Verlag, 2024, 355 S., Ill.
- Robel, Yvonne: Viel Lärm um nichts. Eine Wahrnehmungsgeschichte des Nichtstuns in der Bundesrepublik (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 63). Göttingen: Wallstein Verlag, 2024, 426 S., Ill.
- Schmidt, Stefanie: Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Polizeiarbeit. Bielefeld: Transkript, 2022, 366 S.
- Tschofen, Bernhard: Alpenland Vorarlberg. Erkundungen zu Geschichte und Kultur. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, 2024, 164 S., Ill.
- Stand 31. 8. 2024